Entstehungsbedingungen von Sucht bei Frauen

Autor(en): **Meier, Claudia**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen**

Band (Jahr): **22 (1996)**

Heft 5

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-801140

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Entstehungsbedingungen von Sucht bei Frauen

Empirische Befunde aus der Studie «Frauen Sucht Forschung» der Arbeitsgruppe für Frauengesundheitsforschung an der Universität Bern (ISPM).

CLAUDIA MEIER*

Theorien über Ursachen und Entstehungsbedingungen von Sucht existieren etwa so zahlreiche, wie es therapeutische Ansätze und feministische Ausrichtungen gibt. Keine dieser Theorien lässt sich empirisch schlüssig begründen.
Wir wollten nun wissen, was an empirisch gesichertem Material zur Ätiologie (Lehre der Ursachen, Anm. d. Red.) von Sucht vorhanden ist. Dazu führten wir eine Literaturanalyse durch, welche Forschungsergebnisse der letzten 20 Jahre aus dem deutschen und angloamerikanischen Sprachraum systematisch aufarbeitete.

Kaum Resultate aus medizinischer Sicht...

Die Ergebnisse waren bemerkenswert: einerseits im negativen Sinne, weil aus medizinischer Sicht so gut wie keine Befunde zum Thema Frauen und Sucht vorliegen. Das betrifft nicht nur allfällige biomedizinische Geschlechtsunterschiede in der Ätiologie von Suchterkrankungen, sondern sogar die Wirkungsweise von Suchtmitteln im weiblichen Organismus selbst. Die wenigen vorhandenen Daten befassen sich mit den Auswirkungen des Drogenkonsums während der Schwangerschaft mit dem Ziel, allfällige Schädigungen des Kindes zu verhindern. Frauen scheinen in der biomedizinischen Forschung nur in ihrer Reproduktionsfunktion zu interessieren.

...dafür bei den Sozialwissenschaften

Überwältigend im positiven Sinn waren die Ergebnisse der Literaturanalyse in den Sozialwissenschaften. Hier ist eine Fülle von Befunden vorhanden, die ätiologisch relevante Faktoren in den folgenden Bereichen beschreiben:

- Geschlechtsrollen-Identität
- Gewalterfahrungen
- Lebensgeschichtliche Einflüsse
- Strukturelle Ressourcen
- Partnerschaft
- Beziehungen im sozialen Umfeld
- Verfügbarkeit des Suchtmittels
- Individuell lokalisierte Ursachen

Natürlich ist es in diesem Rahmen nicht möglich, auch nur annähernd einen Überblick über die empirischen Befunde in den einzelnen Bereichen darzustellen. Ich möchte drei Beispiele ausführen, die exemplarisch für die drei Gruppen von Ergebnissen zur Ätiologie von Sucht stehen, welche wir gefunden haben.

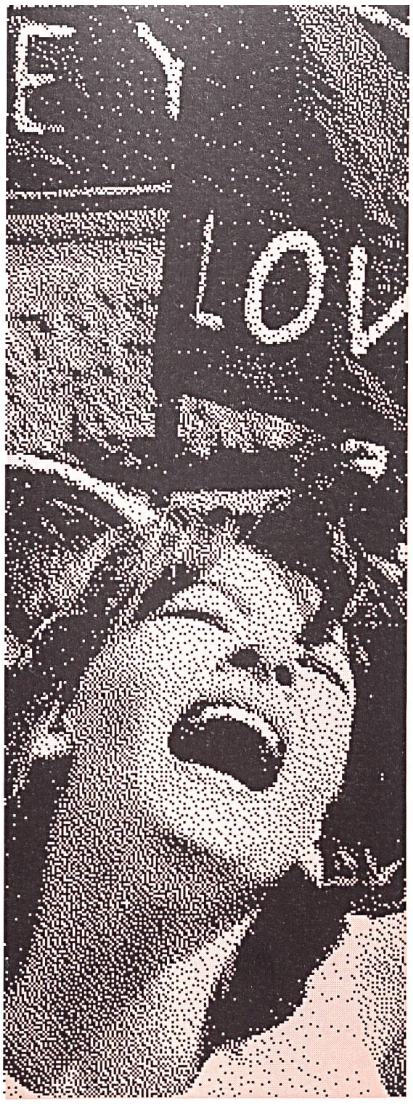
Herkunft ist bei heroinabhängigen Frauen nicht massgebend

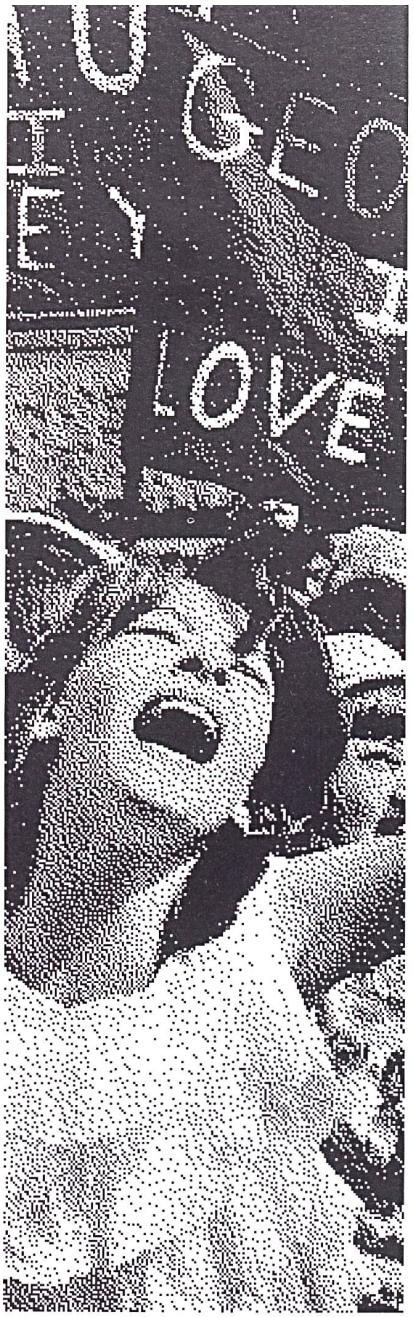
Zum einen enthalten die Studien Ergebnisse zu ätiologischen Faktoren, welche bis anhin als allgemeingültig angenommen wurden, bei genauerem Hinsehen aber wohl für Männer, nicht aber für Frauen gelten. Ein solcher Faktor ist die Herkunftsschicht, die für alle Suchtformen natürlich mehrfach untersucht worden ist. Sie ist für Frauen gerade in der Heroinabhängigkeit nicht relevant. Heroinabhängige Frauen sind im Vergleich zu nicht heroinabhängigen Frauen weder in sozial tiefer gestellten Familien aufgewachsen, noch sind sie schulisch schlecht qualifiziert. Sie unterscheiden sich darin von den heroinabhängigen Männern, welche im Vergleich zu den heroinabhängigen Frauen und im Vergleich zu den nicht-abhängigen Männern häufiger aus der sozialen Unterschicht kommen und häufiger über einen tieferen oder keinen Schulabschluss verfügen.

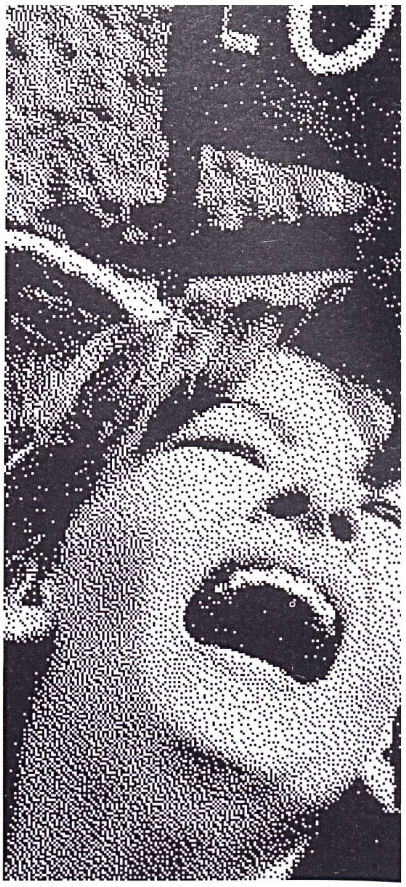
In der Sucht verstärkt sich die soziale Benachteiligung der Frauen

Zum zweiten beschriebt die Literatur Faktoren, welche für Frauen und Männer relevant sind, für Frauen aber eine andere Ausprägung oder eine besondere Bedeutung haben. Im Drogenbereich werden die gesellschaftlichen Machtverhältnisse, die sich zu Ungunsten der Frauen auswirken, reproduziert: Benachteiligungen, welche für alle Frauen gelten, haben auch für heroinabhängige Frauen Gültigkeit, oft in einem höheren Ausmass als für nicht heroinabhängige Frauen. So ist beispielsweise ein tiefes Einkommen ein häufig festgestelltes Merkmal süchtiger Männer. Für Frauen scheint dieser Zusammenhang noch deutlicher zu bestehen. Verschiedene Studien zeigen, dass weibliche Heroinabhängige schon vor ihrem Erstkonsum sozial stärker marginalisiert sind als Männer, d.h. sie leben signifikant häufiger ohne Arbeit und ohne Einkommen oder in un- bzw. halbqualifizierten Stellungen. Dies gilt für die Mehrzahl der weiblichen Heroinabhän-

* Claudia Meier ist Psychologin und leitet die Arbeitsgruppe für Frauengesundheitsforschung AGF/ISPM in Bern. Der Text ist die aktualisierte und redaktionell aufgearbeitete Version eines Vortrags, den die Autorin am 14.6.1995 an der Tagung «Frauen – Sucht – Perspektiven» in Biel hielt.







gigen, obwohl sie – wie wir gesehen haben – über eine bessere schulische Vorbildung verfügen. Mangelnde Erwerbserfahrungen und schlechte berufliche Ausbildung fördern die Abhängigkeit der Frauen vom männlichen Partner: Tatsächlich erfolgt der Erstkonsum von Heroin bei Frauen meist über einen (bereits süchtigen) männlichen Partner. Als Einstiegsmotiv wird in diesem Zusammenhang der Wunsch nach einer grösseren Nähe zum süchtigen Partner über den Drogenkonsum genannt, aber auch das Bedürfnis, einem bereits süchtigen Partner zu helfen, das dann schliesslich für viele junge Frauen in die eigene Sucht führt.

Sexuelle Ausbeutung ist suchtfördernd

Drittens schliesslich gibt es ätiologisch relevante Faktoren welche nur oder fast ausschliesslich Frauen betreffen. Als Beispiel ist hier die sexuelle Ausbeutung von Mädchen und jungen Frauen zu nennen. Bisher lagen vor allem Erfahrungsberichte, Publikationen von Psychotherapeutinnen und Schätzungen aufgrund von klinischen Populationen vor: Datenmaterial, das aus wissenschaftlicher Sicht in verschiedener Hinsicht relativiert werden muss. Inzwischen gibt es aus den USA und auch aus der Schweiz Studien, die zeigen, dass Frauen, welche in ihrer Kindheit oder aktuell Erlebnisse von sexueller Ausbeutung oder Gewalt hatten, signifikant häufiger Alkohol oder illegale Drogen konsumierten bzw. davon abhängig waren. Diese Studie erhärtet die Hinweise aus der Therapie anhand einer annähernd repräsentativen Stichprobe.

Warum werden Frauen süchtig?

Ich habe nun einige der Zusammenhänge zwischen Lebensbedingungen und Suchtentwicklungen bei Frauen aufgezeigt. Zahlreiche weitere wären zu nennen. Die Fülle von Einzelbefunden in der Literatur bestätigen sich zum Teil, zum Teil sind sie – bedingt durch Stichprobenwahl und Untersuchungsdesign – widersprüchlich. Was durchwegs fehlt, sind Studien, welche sich mit dem Bedingungsgefüge beschäftigen, das bei der Suchtentwicklung von Frauen relevant ist. Hier wären umfangreiche Untersuchungen notwendig.

Die vorhandenen Einzelbefunde können aber grob als Risikofaktoren bezeichnet werden. Nur: Risikofaktoren erklären das Phänomen Sucht letztlich nicht. Dazu ein Vergleich: Die Risikofaktoren für koronare Herzkrankheiten erklären nur zehn Prozent der tatsächlich eintretenden Herz- und Kreislaufkrankheiten. Für Suchterkrankungen sind entsprechende Berechnungen gar noch nicht angestellt worden.

Wir können ebenso wenig erklären, warum Frauen, die mehrere der genannten Risikofaktoren aufweisen, nicht süchtig leben. Und dahin geht meine Warnung: diese Zusammenhänge sind nicht umkehrbar. Nicht jede Frau, die unter Rollenkonflikten, Angst vor Gewalt oder Belastungen leidet, wird süchtig.

Dennoch sind Risikofaktoren nützlich: als Indikatoren für eine Prävention, die dort ansetzt, wo Bedingungen bestehen, die Suchtentwicklungen begünstigen und als Hintergrund für therapeutische Interventionen und Programme. ■